

PETER HOFER

Nachwerfen oder verweigern?

Wider eine falsche Alternative

Die Frage nach einer verantwortbaren Sakramentenpastoral stellt sich nicht zuletzt im Blick auf die Messfeier, die einerseits als Höhepunkt kirchlichen Lebens die Feier des christlichen Glaubens schlechthin ist, andererseits aber gerade deshalb auch von vielen als einzige und normale Form gottesdienstlichen Lebens für alle Gelegenheiten angesehen wird. Der Linzer Professor für Pastoraltheologie plädiert für eine wertschätzende und einfühlsame pastorale Kommunikation mit denen, die um die Feier der Sakramente im Allgemeinen und um die Feier der Eucharistie im Besonderen bitten. Denn darin eröffnen sich Chancen, sowohl das Leben im Glauben zu deuten als auch ohne Verletzungen nach angemessenen Feierformen zu suchen. (Redaktion)

Ich kenne kein pastorales Thema, bei dessen Diskussion die Seelsorgerinnen und Seelsorger so schnell und so heftig in Rage geraten wie bei der Frage nach einer verantworteten Sakramentenpastoral. Nirgendwo sonst auch liegen Frustration und Ratlosigkeit so nahe beieinander wie bei der Vorbereitung auf Taufe, Erstkommunion und Firmung. Geflügelte Distinktionen und visionäre Ausblicke helfen wenig, wenn ein schluchzender Mitmensch mit Gott und der Welt hadert und doch irgendwie hofft, dass die Religion allein in Worte fassen kann, was dem Menschen die Sprache verschlägt. Wenngleich es in der Kirchengeschichte wohl nie eine längere Periode gegeben hat, in der die Verwaltung der Sakramente völlig fraglos und unproblematisch war, treten an der Schwelle eines neuen Jahrtausends gerade hier die Bruchlinien einer dramatischen Entwicklung zutage, in der sich die Kirchen in Europa befinden und eine galoppierende Säkularisierung christliche Begriffe, Werte und Riten verblasen lässt.

Jede/r hat da so seine/ihre Erfahrungen, und die Geschichten, die von amtlichen Sakramentenspendern und verunsicherten Bewerbern erzählt werden, haben Farbe und Kontur, zeugen von behutsamem Einfühlungsvermögen und enormem Leidensdruck, von originellen und bisweilen krausen Vorstellungen, von unüberbrückbaren Sprachbarrieren und mühsamen Buchstabierübungen, von rührenden Suchbewegungen nach dem, was in Stunden der Not trägt, und von brüsker Vorverurteilung ungewöhnlicher Gedankengänge.

Stellvertretend sei mein eigener pastoraler Lernprozess an einem Beispiel angedeutet: Ich kann heute die Brautpaare gut verstehen, wenn sie unter Orgelklang in eine schöne Kirche einziehen wollen. Als rabiater Berufsanfänger versuchte ich jahrelang, die arglosen Leute durch allerlei theologische Fangfragen ihres bürgerlichen Unglaubens zu überführen. Auf die lieblose Provokation, ob ihnen denn nicht mit Orgelspiel ohne Pfarrer bereits gedient sei, erwiderten sie erschrocken, dass sie

doch mit Gott oder so ähnlich ihren großen Schritt tun wollten, nämlich in Weiß heiraten. Heute helfe ich solchen Paaren unbefangener als damals, bei diesem Unternehmen richtig gestimmt zu sein, und bin in Kooperation mit Organisten und Floristen der Religionsdiener. Bin ich unterdessen charakterlos geworden?

1. Szenario

Im Zeitalter der – von „Newsweek“ so titulierten – „Cafeteria-Religion“, in dem das Glaubensbekenntnis heißt: „Was Gott ist, bestimme ich!“, haben die Theologie und die Kirche das Deutungsmonopol für den Lebenssinn eingebüßt, und die Deutungshoheit hat sich zum Individuum hin verlagert. Aber es wäre eine gefährliche Selbsttäuschung, daraus den Schluss zu ziehen, der Mensch unserer Tage suche nicht mehr nach Transzendenz und nach einer stimmigen und tragfähigen Deutung seiner vielschichtigen Lebenswirklichkeit. Freilich erscheinen ihm bei dieser Suche die Medien mit ihren fulminanten Inszenierungen großer Rituale, sentimentaler Traumhochzeiten, den Alltagsgeschichten der Seifen-Opern oft hilfreicher und näher als die dogmatisch-perfekten Parameter einer durch das Säurebad der Aufklärung geläuterten Lehre religiöser Wahrheiten. Die Lebensdeutungen, die der Zeitgeist produziert, mögen uns Kir-

chenleuten bloßfüßig und dürftig vorkommen, vielleicht sind sie auf moralische Appelle zusammengeschrumpft oder gar nur ästhetische Stilisierungen der eigenen Befindlichkeit oder das vorlaut deklamierte modische Outfit. Sofern sie jedoch helfen, die eigene persönliche Identität mitten unter divergierender Unübersichtlichkeit und Bruchstückhaftigkeit zu stabilisieren, sind sie Ausdruck subjektiv gelebter Religion¹ und ganz nahe den Orten oder Augenblicken, „in denen man unverhofft, aber unvermeidlich in die Nähe der heiligen Macht gerät“².

So ist es nicht verwunderlich, dass sich in der Reaktion auf diese Situation zwei Lager gebildet haben, die längst nicht mehr in der Halleluja-Sprache miteinander reden: die „Laxisten“ und die „Rigoristen“³.

Die sogenannten „Laxisten“ treten für eine „weitherzige“ Zulassungspraxis ein und zeichnen sich durch einen großzügigen Umgang mit den Wünschen der Leute aus. Ihre Motivation ist dabei nicht eine konturenlose Beliebigkeit oder ein mechanistisch-magisches Missverständnis der „ex opere operato“-Tradition, sondern das Vertrauen auf die innere Wirkmächtigkeit der Sakramente und die zuverlässige Wahrheit der Christusbotschaft (genau das ist die genuin-tridentinische Intention des „opus operatum“!). Sie schätzen die Bitte der Leute sehr hoch ein und vermuten dahinter mehr als die

¹ Vgl. W. Grüb, Praktische Theologie und Religion, in: Evangelische Theologie, 5 (2001), 366–374, hier bes. 372; H. Haslinger, Sakramente – befreiende Deutung von Lebenswirklichkeit, in: Ders. (Hg.), Praktische Theologie, Band 2 (Durchführungen), Mainz 2000, 164–182, bes. S. 180f.

² M. Josuttis, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh 1996, S. 34.

³ Vgl. P. M. Zulehner in seinem Gastkommentar „Lax oder rigoros?“, in: Die Presse vom 18.5.2001; vgl. ders., Zu einer verantworteten Ritenkultur, in: PTh 17 (1997), 193–208 mit vielen authentischen Wortmeldungen zu beiden Positionen in den Eingaben zum Wiener Diözesanforum 1990 und deren soziologische Bewertung. Vgl. auch W. Fürst, Seelsorge zwischen Resignation und Hoffnung, in: Ders./J. Baumgartner, Leben retten. Was Seelsorge zukunftsfähig macht, München 1990, 15–88, bes. 82ff.

ungefilterte Sehnsucht nach dem Sedativum Religion in den krisenhaften Übergängen des Lebens oder nach einem „rein feierlichen, aber immer weniger ... ernsten, lebensprägenden Gebrauch von den Geheimnissen unserer Kirche“⁴. In dieser ihrer Praxis können sie sich durchaus auf Paulus und seine selbstlose Sachlichkeit⁵ berufen: „Die Hauptsache ist doch, dass in jedem Falle – ob nun zum Vorwand oder wirklich sachgerecht – die Christusnachricht verbreitet wird“ (Phil 1,18).

Auch die sogenannten „Rigoristen“ sind keineswegs blindwütige Ayatollahs des lieben Gottes, sondern haben hehre theologische Zielsetzungen für ihre „enge“ Praxis und steile Idealvorgaben für die Feier eines Sakramentes der Kirche. Der Bewerber muss sich den Zugang erst verdienen, und der „vorausgesetzte Glaube“ ist durch eine abprüfbare Leistungsanforderung zu dokumentieren. Daher sind mehr oder minder lange und intensive Vorbereitungskurse zu absolvieren: vor der Taufe, der Erstkommunion, der Firmung, der Eheschließung. Wenn diese Praxis aber mit dem Jesuswort aus der Bergpredigt: „Gebt das Heilige nicht den Hunden und werft eure Perlen nicht den Schweinen vor“ (Mt 7,6)⁶ untermauert und verteidigt wird⁷, ist energisch Einspruch zu erheben. Schon

der Vergleich von Sakramentenbewerbern mit „Hunden“ und „Schweinen“ ist haarsträubend und offenbart eine abgrundtiefe Verachtung von Menschen, die – auch unausgesprochen – jede Gesprächsbasis von vornherein zerstört.⁸ Ist die Unterscheidung von Gläubigen und Ungläubigen so eindeutig zu treffen (vgl. Mk 9,24!)? Worin zeigt sich „wirklicher Glaube“? Gibt es nicht bekümmerte Glaubende und gnadenlose „Rechtgläubige“? Und was ist mit den beiden Gestalten im eigenen Herzen?

Aber es gibt einen „goldenen Mittelweg“⁹: Er beginnt bei der Weggenossenschaft mit dem Zeitgenossen in einer Welt der trostlosen Zukunftsaussichten, mit den Erfahrungen des Daseins, die den Geist und das Herz finster, müde und verzweifelt machen, mit dem Zerbröseln des Daseins in alltäglicher Skepsis, mit dem billigen Auf-sich-Beruhnen-Lassen der schweigend unendlichen Fragen. Schnoddridge Schulmeisterei, die den Bewerbern moralisch „einheizen“ oder sie sogar mit der Drohung der Verweigerung eines Sakramentes in die Knie zwingen will, sind dabei ausgeschlossen. Vielmehr schließen Bewerber und Seelsorger/innen einen „Pakt der Großherzigen“ (J.P. Sartre), und bemühen sich als Verbündete gemeinsam darum, die

⁴ So „Unsere Hoffnung“. Ein Beschluss der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Gesamtausgabe, Freiburg im Br. 1976, 85.

⁵ Vgl. W. Schenk, Die Philipperbriefe des Paulus, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1984, 141.

⁶ J. Gnllka vermutet hinter diesem Bildwort eine „bestimmte missionarische Erfahrung einer totalen Ablehnung“, in: Ders., Das Matthäusevangelium. 1. Teil (HThKNT), Freiburg im Br. 1988, 259, und konstatiert abschließend: „Das ist weder Partikularismus noch Arkandisziplin.“

⁷ So L. Pohle in seinem Aufsatz „Zwischen Verkündigung und Verrat. Zur Gewissenskrise des Priesters heute“, in: Geist und Leben 60 (1987), 334–354. Ähnlich Th. Kopp, Katechumenat und Sakrament – nicht aber Sakramentenspendung an Ungläubige“, in: Anzeiger für die Seelsorge 2/1988, 35–38, der unumwunden die Auskunft gibt: „Hunde“ und „Schweine“ meint die „Außenstehenden“! Es geht darum, „dass man keinem Menschen, der nicht entsprechend disponiert ist, die Perlen geben soll“ (ebd.).

⁸ Sehr deutlich skizziert dies St. Knobloch, Verschleudern wir die Sakramente? Die Feier der Sakramente als lebensgeschichtliche Mystagogie, in: Ders./H. Haslinger (Hg.), Mystagogische Seelsorge. Eine lebensgeschichtlich orientierte Pastoral, Mainz 1991, 106ff.

⁹ So P.M. Zulehner, in: „Die Presse“ vom 18.5.2001.

Zukunft „festzumachen im ‚wahren‘ Gott“¹⁰. Die hohe Wertschätzung jener, die mit einer Bitte um ein Sakrament zur Kirche kommen, steht am Anfang dieses Weges, und daraus erwächst die Bereitschaft, so weich und achtsam mit den Menschen und Situationen umzugehen, dass sie freisetzen können, was jenseits der vorgefassten Ideen von Gott her in ihnen steckt, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keines Menschen Herz je ersonnen hat, was aber Gott denen bereitet, die ihn lieben“ (1 Kor 2,9). Vielleicht gelingt es dann, die Feier des Sakramentes so berührend zu gestalten, dass alle Mitfeiernden – unabhängig von den Ergebnissen des pastoralen Glaubens-TÜV – mitgenommen werden auf eine Entdeckungsreise im Glauben, auf der sie das Staunen wieder lernen können über die Fülle dessen, was Leben sein kann, wenn es in die Nähe Gottes gerät.¹¹ Vielleicht spüren sie gar, wie gut es ihnen tut, daran teilzuhaben. Sie sind ja keine „tabula rasa“, sie haben ihre Vorstellungen vom Leben und ihre Einstellungen zu ihm, sie wissen, was sie wollen, woran ihr Herz hängt, was ihnen „heilig“¹² ist, was sie fürchten, worauf sie hoffen.

2. Drei pastoraltheologische Prinzipien

Drei pastoraltheologische Leitlinien und Gestaltungsprinzipien markieren Haftpunkte, mit deren Hilfe ein unterschiedenes Suchen nach neuen Wegen angestachelt wird, ohne die bewährten „alten“ zu verteuflern.

1. Gegen eine Position des Alles-oder-Nichts

Beim Propheten Joel (3,1–2) kündigt Gott durch seinen Zeugen in der Form eines feierlichen Versprechens für das Ende der Zeit Folgendes an: Gott wird von seiner eigenen Lebensmacht, seinem Geist mitteilen; das heißt, von dem, was an Leben, Gutsein, Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit in ihm ist. Er wird es *allen* geben: den Jungen und Alten, den Männern und Frauen, den Freien und den Sklaven. Also soll durch diese Selbstmitteilung Gottes eine neue Geistgemeinschaft entstehen, über alle natürlichen und künstlichen Grenzen hinweg. Ausdrücklich sagt der Prophet: *Alle* werden am Geist der *Wahrheit* teilhaben: „Sie werden Propheten sein“. Die Kirche des Neuen Testaments bekennt durch den Mund ihres bekanntesten Sprechers Petrus: dieses Versprechen ist erfüllt (vgl. Apg 2,16–21). Gott hat durch Jesus seinen Lebens- und Wahrheitsgeist mitgeteilt. Die Wahrheit ist nicht hierarchisch verteilt: oben viel und unten wenig. Dies ist der zentrale Impuls der Botschaft Jesu: die Menschen zu verlocken, in kindlichem Vertrauen in der Nähe Gottes ihr Dasein anzunehmen und zu leben.

Dies taugt nicht bloß als rhetorischer Höhepunkt bei Pfingstpredigten, sondern bedeutet, gnadentheologisch gesehen, dass jede(r) seinen/ihren eigenen Weg geht.¹³ Und dies ist nicht als dekadent zu beklagen oder als Orientierungslosigkeit zu verleumden, sondern eine begrüßenswerte Entwick-

¹⁰ P. M. Zulehner, Heirat, Geburt, Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden, Wien 1987, 166.

¹¹ Vgl. P. M. Zulehner, ebd.

¹² Vgl. K.-P. Jörns, Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben, München 1997, 158–188.

¹³ Vgl. Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, hg. von A. Dubach und R. J. Campiche, Zürich 1993.

lung. Nach 1500 Jahren, in denen man automatisch in die Kirche hineingebohren wurde, ist das Christentum wieder zu einer Sache persönlicher Wahl und Entscheidung geworden! Welch eine Chance! Mündigkeit in Sachen Religiosität aber zeigt sich als ein autonomes Denken, Entscheiden und Handeln. Und so kommen religiöse Überzeugungen, Praktiken und Einstellungen zutage, die, weil autonom, auch ganz anders sein können als erwartet.

Glauben lässt sich nicht mehr gebieten, Rechtgläubigkeit nicht schulmeisterlich verordnen, sondern allenfalls als lebenserleichternde Möglichkeit anbieten und argumentativ entfalten. Nicht kontrollieren und rekrutieren, sondern mitgehen und aufsuchen, heißt die Devise. Wird diese Regel missachtet, kommt es zu Kommunikationsstörungen. Seelsorgliche Gespräche enden dann frustrierend auf beiden Seiten, Gemeindeinitiativen scheitern, weil die Angesprochenen sich gegängelt fühlen.¹⁴

Welche Chancen, im Glauben zu wachsen, ergeben sich in einem solchen gemeinsamen Lernweg auch für den pastoralen Begleiter!¹⁵ Welche schöpferische Kraft würden die Kirchen gewinnen, wenn sie sich auf diese Offenheit und Lebenszugewandtheit der Menschen einließen! Voraussetzung ist freilich ein Gespräch mit den Menschen, in dem sie selbst die verantwortlichen Subjekte ihres Glaubens und der christlichen Gemeinde sind, zu der sie sich zugehörig fühlen.

Die ganze Lebensgeschichte von Menschen ist Heils- und Unheilsgeschichte. Es geht darum, das Handeln Gottes in

der Lebens- und Liebesgeschichte von Menschen aufzudecken und sie einzuführen in jenes Geheimnis, das das Leben ja schon ist, in jenes Handeln, das Gott schon längst begonnen hat. Es ist das Ja Gottes, das von Anbeginn über der Welt und Menschheit steht, seine eigene Vorherbestimmung, dass er gnädig und nicht ungnädig sein will. Der Mensch ist daher kein nachträglich Begnadigter, sondern ein von vornherein Begnadeter. Ob er es weiß oder nicht, ob er es wahrhaben will oder nicht, im Augenblick seiner Geburt tritt er in eine Gottesbeziehung ein. Damit ist im bloßen Lebendigsein des Menschen Gottes Gnade gegenwärtig, noch vor allem Glauben und Tun, unabhängig von Zeit, Ort, Rasse und Volk, jenseits aller Religion und entgegen allem angeblichen Erwähltsein. Dass ein Mensch sagen kann „Ich bin“ – das ist Gnade.

Das Wichtigste ist hier, von einer „Pastoral des Alles-oder-Nichts“ Abschied zu nehmen und behutsam eine Pastoral des Wachsens und Wachsen-Lassens zu entwickeln, die die Menschen gewinnen will, die guten Anteile ihres Lebens und Liebens wahrzunehmen und anzunehmen, aber auch kritisch aufzuspüren, was noch entwicklungsfähig ist.

2. Sakramente sind Zeichen des Glaubens

Das Apostolische Schreiben Johannes Paul II. vom Jahr 1981 „Über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“ markiert (für den Fall der kirchlichen Trauungsfeier) ausdrücklich auch die Grenze des Entge-

¹⁴ Vgl. U. Baumann u.a., Seelsorgliche Gesprächsführung. Ein Lernprogramm, Düsseldorf 1996, 26.

¹⁵ Sehr schön hat dies der unvergessliche Bischof K. Hemmerle formuliert: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ In: *Ders.*, Spielräume Gottes und der Menschen, Beiträge zu Ansatz und Feldern kirchlichen Handelns (Ausgewählte Schriften, 4), Freiburg 1996, 324–339.

genkommens: „Wenn die Brautleute trotz aller pastoralen Bemühungen ausdrücklich und formell zurückweisen, was die Kirche bei der Eheschließung von Getauften meint, kann sie der Seelsorger nicht zur Trauung zulassen.“¹⁶ Dies kann auch als gültiges Kriterium für die Feier der Eucharistie gelten. Zur Kenntnis zu nehmen, dass unüberbrückbare und fundamentale Auffassungsunterschiede bezüglich des zentralen Sinngehaltes einer Feier bestehen und wesentliche Inhalte dessen, was für das gläubige Verständnis mit einer Feier verbunden ist, „ausdrücklich und formell“ zurückgewiesen werden, ist etwas anderes, als sich als notorischer Besserwisser in Glaubenssachen zu gebärden.¹⁷

Hierbei ist freilich genau zu unterscheiden, worauf sich die Ablehnung und Kritik bezieht: auf Einzelaspekte im Kompendium der Sinngehalte eines Sakramentes, auf Formulierungen im Text, die einer Interpretation bedürfen, auf mitgeschleppte oder aufgebaute Ressentiments, auf erlebte schlechte Erfahrungen oder auf eine zentrale Aussage des jeweiligen rituellen Vollzugs.¹⁸ Ist letzteres der Fall, so ist eine Grenze erreicht, über die sich niemand hinwegmogeln sollte. Wenn am Ende eines um Verständigung bemühten Gespräches herauskommt, dass die Erwartung des Bewerbers diametral und unvereinbar dem kirchlichen Selbstverständnis gegenübersteht, ist von

einer liturgischen Feier der Eucharistie abzusehen. Dies gilt es sachlich und ruhig festzustellen, auch wenn es für beide Seiten schmerzhaft ist. Jeder Eindruck von Machtausübung oder Gewaltanwendung ist jedenfalls zu vermeiden. Zwang hat noch jedem Sakrament geschadet. Dies gilt für alle Beteiligten. Für den, der die christliche Identität der Sakramente schützen will und muss, bedeutet es den Verzicht auf das Aufstellen einer „Sakramenten-Falle“, mit deren Hilfe er meint, jemand in die Knie zwingen zu können; und für die Bewerber den Verzicht darauf, den Volkszorn gegen eine unliebsame Entscheidung zu mobilisieren. Vielmehr sind Formen freiheitlicher Konfrontation und Kommunikation zu entwickeln.¹⁹

3. Die Verantwortung der Kirche für die Ritenkultur.

Die spätmoderne „Sehnsuchts-Religion“²⁰ ist vielfach eine „vagabundierende Religiosität“ ohne feste Bindung an eine Gruppe. Menschen sind „erfahrungshungrig“ auf der Suche nach einer „anderen Wirklichkeit“, von der sie ihre eigenen Vorstellungen haben.²¹ Sie führen Klage darüber, dass sie in ihren wohlgeheizten Wohnungen das Frieren überkommt, sie sind sich keiner Verfehlung bewusst, sie vollenden Tag um Tag, was ihnen aufgegeben ist. Und dennoch kommt es sie an wie eine

¹⁶ Familiaris consortio Nr. 68.

¹⁷ Diesen Eindruck vermittelt bisweilen L. Liess, Christliche Frömmigkeit zwischen amtlicher Liturgie und religiösen Basisbedürfnissen, in: Religionen unterwegs, 3/2001, 11–18.

¹⁸ P.M. Zulehner weist darauf hin, dass Kirchenleute von vornherein sozialpsychologische und therapeutische Motive für die Bewerbung um ein Sakrament gerne negativ beurteilen. Vgl. ders., in: Zu einer verantworteten Ritenkultur, in: PThl 17 (1997), 193–208.

¹⁹ Vgl. P.M. Zulehner, Zu einer verantworteten Ritenkultur, S. 207.

²⁰ Vgl. M. Widl, Sehnsuchtsreligion. Neue religiöse Kulturformen als Herausforderung für die Praxis der Kirchen, Frankfurt a. M. u.a. 1994.

²¹ Vgl. die EKD-Studie „Fremde Heimat Kirche“, Hannover 1993: „Die Freiheit, auszuwählen und neu zusammenzufügen, was auf dem Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte verspricht, plausibel und hilfreich zu sein, wollen viele gewahrt wissen“ (14).

schleichende Verzweiflung, weil in all dem nichts lebt, nichts wirklich sie trägt, nichts von innen her ihr Leben aufbricht und gestaltet. Was das Ganze soll, wofür man das alles macht und was es überhaupt für einen Sinn hat, diese Frage wird man nicht los. Dieser lebensweltliche Subjektivismus ohne institutionelle Bindung sucht intensiv nach tragendem „Lebenswissen“.²²

Es sollte nicht den kommerziellen Lösungsanbietern überlassen bleiben, auf die großen Transzendenzbedürfnisse und die ganz alltäglichen Sorgen und religiösen Bedürfnisse einzugehen. Vielmehr ist es Aufgabe der Theologie, sich nach diesen Formen der Religion, so diffus und unklar, so vielfältig und oft sogar unbewusst sie auch sind, auf die Suche zu machen und in kritischer Loyalität Glaube und Kultur, Christentum und Zeitgeist miteinander ins Gespräch zu bringen. Die Kirche ist primär der Ort, an dem „die subjektive Überzeugung von der Wahrheit der religiösen Rede vom menschlichen Gott ohne Zwang möglich bleibt und in der Beziehung zwischen den Menschen Gestalt gewinnt“.²³ Dabei ist wichtig, dass die verschiedenen Deutungsmuster des Lebens (und des Todes), die gesellschaftlich im Umlauf sind, in einem kommunikativen Dialog behutsam aufgegriffen und interpretiert werden. Von den Verkündigern ist die Fähigkeit verlangt, nicht in ihrem Redefluss Schaumkronen zu produzieren, sondern aus dem Mutterschoß des liebevollen Zuhörens das Evangelium in die heißen und kalten Lebens- und Liebesgeschichten hineinzuspre-

chen. Wenn dies plausibel, nachvollziehbar geschieht, wenn tröstlich für das Leben und gegen den Tod argumentiert wird, besteht der alternative Lebenshorizont des Glaubens allemal die Konkurrenz auf dem Jahrmarkt des Lebens und der Wissenschaft.

Diesen Raum der Kommunikation der Rituale an den herausragenden Ereignissen im Lebenszyklus und im Jahresablauf offenzuhalten und zu beleben, ist ein notwendiger Dienst der Kirche in unserer Zeit. Wo immer in einer christlichen Gemeinde – ohne Angst vor Identitätsverlust – Sakramente nicht *feilgeboten*, sondern überzeugend *angeboten* werden²⁴, können auch Nicht-mehr-Glaubende und Noch-nicht-Glaubende den „Erweis des Geistes und der Kraft“ (1 Kor 2,4) miterfahren.

3. Kriterien für die Feier der Eucharistie bei besonderen Anlässen

1. Am Anfang steht das behutsame und einfühlsame Gespräch der Beteiligten miteinander

Schon die Vor-Einstellung zu diesem Gespräch stellt die Weichen für das Gelingen oder Misslingen des Unternehmens. Sind die Bittsteller für mich als Kirchenmenschen religiöse Analphabeten mit einem defizienten Glauben oder meine Schicksalsgefährten, denen – wie mir – die Lebensaugenblicke fremd auseinanderlaufen, mit verschwommenem theologischem Vokabular, aber mit präzisen Erwar-

²² „Im Vordergrund ... steht das Interesse daran, dieses Leben *sinnvoll* leben zu können – oder bescheiden: wenigstens nicht in Sinnlosigkeit versinken zu müssen“, so K.-P. Jörns, *Die neuen Gesichter Gottes*, 211.

²³ W. Gräß, *Praktische Theologie und Religion*, 372f.

²⁴ Vgl. H. Wahl, *Seelsorge in der Individualisierungsfalle?*, in: E. Garhammer (Hg.), *Zielsicher und menschenoffen*, Regensburg 2001, 65, Anm. 10.

tungen, Sehnsüchten und Hoffnungen? Gehe ich von der – eingestandenen oder uneingestandenen – Prämisse aus, die Erstkommunikanten oder Firmlinge seien nicht eucharistiefähig, die Brautleute wollten nur eine schöne Feier und die Beerdigungsgesellschaft kenne nicht einmal die richtigen liturgischen Antworten, ist das Scheitern der Begegnung vorprogrammiert.²⁵

Ein Gespräch, das diesen Namen verdient, redet nicht permanent am anderen vorbei und vermeidet, ihn mit Worten zu berühren. Es stellt sich der anthropologischen Wende, die die Menschen durchleben, und spricht ihr eine theologische Bedeutung zu²⁶, es umgibt sich weder mit dem Zaun von falschen Sicherheiten noch erschöpft es sich im genüsslichen Zweifel. Der verantwortliche Liturge legt den Ärger und die Angst ab, der liturgische Akt werde vom Rezipienten nicht in der vorgesehenen Weise ernst genommen. Vielmehr stellt er sich der Frage, wie er selber mit seiner gelebten Religiosität umgeht und welchen Sinn er der Feier für seine Lebensgestaltung abgewinnt. Merkt er, dass die Geburt eines Kindes für die Eltern ein bewegendes Ereignis ist? Versteht er, im Gespräch und in der Feier des Ritus, auf die tiefen Kräfte des Lebens, wie Geburt und Tod, auf Macht und Sexualität einzugehen? Ist Gott das Thema, das die Gefühle erregt und das Bewusstsein aufwühlt, oder wird nur ein Geltungskampf kirchlicher Fraktionen und Positionen ausgetragen?

Nicht die Rechtgläubigkeit abfragen, sondern mit den Sympathisanten des Evangeliums Glaubensschritte mitgehen, ist Voraussetzung für ein gutes Gespräch. Wo diese Einstellung missachtet wird, kommt es zu Kommunikationsstörungen, und seelsorgliche Gespräche enden dann für beide Seiten frustrierend.²⁷

2. Ziel des Gespräches ist das Abklären von Erwartungen und Voraussetzungen und das Finden einer für alle authentischen gemeinsamen Basis: „Festhalten am Bekenntnis der Hoffnung und aufeinander achten“ (vgl. Hebr 10,25)

Der unbekannte Mitwanderer auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus ist ein guter Lehrmeister. Er stellt behutsame Fragen und bringt neue Gesichtspunkte ins Spiel. Und den Zweien wird das Herz warm. Ihre Augen bekommen neue Sicht.

Eine bemerkenswert einfühlsame Aussage zu dieser Frage findet sich in dem oben genannten Päpstlichen Schreiben Johannes Paul II. („Über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“). Es heißt dort: „Der Glaube dessen, der von der Kirche (eine Trauungs-)Feier für sich erbittet, kann verschiedene Grade haben, und es ist eine vorrangige Verpflichtung der Seelsorger, diesen Glauben entdecken zu helfen, ihn zu stärken und zur Reife zu führen.“²⁸ Die Seelsorger und Seelsorgerinnen werden also nicht zu Richtern über den Glauben derer bestellt, die ein

²⁵ Manche Seelsorger/innen verdrängen ihre eigene glaubensmäßige Entwicklungsgeschichte und bekämpfen sie dafür in ihren Klienten, indem sie diesen eine niedrigere Qualität unterstellen als sich selbst.

²⁶ Vgl. H. Chr. Schmidt-Lauber, Die Zukunft des Gottesdienstes, Stuttgart 1990: „Die These von der Unfähigkeit des säkularisierten Menschen zu Gottesdienst und Liturgie nimmt die Menschwerdung Gottes nicht ernst.“

²⁷ Vgl. U. Baumann u.a., a.a.O., 26.

²⁸ Familiaris consortio Nr. 68.

Sakrament feiern wollen. Ihre Aufgabe ist es, den Glauben derer, die ein Sakrament feiern wollen, „zu entdecken“. Sie sollen einen Blick und ein Gespür dafür haben, wo der Glaube wenigstens anfanghaft vorhanden ist; sie sollen diese Anfänge stärken und zur Reife führen.²⁹

Ein solches Gespräch wird auf grundsätzliche Fragen nicht verzichten können: Warum muss es – besonders bei uns in Österreich (!) –, wenn die Feuerwehr jubiliert, wenn die Musikkapelle zum Frühschoppen aufspielt, wenn ein Gletscherweg eröffnet wird u.a.m., immer die Hochform der Liturgie, die Eucharistiefeier, sein? Gibt es nicht auch andere, sehr stimmige Formen, Stufen, zum Beispiel Wortgottesdienste, die auf das Eigentliche hinweisen, einen Geschmack des „ganz Anderen“ geben, den Himmel öffnen für die, die in dem eisernen Dreieck von Familie, Beruf und Freizeit für Gott kaum noch einen Platz finden? Ist es nicht oft einfach die Unkenntnis der bunten Vielfalt von Zeichen und Formen, die ohne viel Worte Räume schaffen, Räume des Schauens und Hörens, des Stauens und Stillseins? Wäre nicht gerade hier Gelegenheit, das sinnenfreudige Brauchtum im Umkreis des Kirchenjahres und des täglichen Lebens neu zu beleben und mit nachvollziehbarem Sinn zu füllen, die Sakramentalien als Zeichen der Treue Gottes zu den Menschen wieder zu entdecken und dem

Missverständnis zu entreißen, es gehe dabei um eine magische Handhabe über Gott? Es gilt, der Gottesrede mit- samt der Frömmigkeit intellektuell und redlich einen Ort zu geben inmitten einer vordergründig entmythologisierten und entzauberten, dahinter aber von „Harry Potter“ und dem „Herrn der Ringe“ verzauberten Welt. Nachdenklichkeit, Aufmerksamkeit, Aufmerksamkeit, eine hellwache Mystagogie voller Aufklärung ist wichtiger als eine Versiertheit in formalen Inszenierungskünsten.

Auch das Heilige kennt Zeiten, Räume, Grenzen, Prüfung. An diesem Punkt hat schon ein Umdenken begonnen.³⁰ Deshalb sind auch die praktischen Voraussetzungen und Vorbedingungen einer liturgischen Feier zu besprechen: Ist ein Bierzelt, geschwängert mit Bratendlduft und Zigarettenuqualm, der geeignete Rahmen für die Feier des Todes und der Auferstehung Christi? Vermag sich die gute Nachricht von der List der Gnade Gottes, von der Auferstehung der Toten und vom Sieg des Rechtes wirklich unter allen Umständen und überall Gehör zu verschaffen? Heißt das gewiss naheiefernswerte missionarische Vorbild des Paulus, der auf dem Athener Areopag mit den frommen Heiden der Antike³¹ „in Streit geriet“ und von ihnen „gefragt wurde“ (vgl. Apg 16,16ff), die liturgische Lufthoheit über die Bierische zu behaupten?

²⁹ Vgl. dazu W. Zauner, Sakramente in einer säkularisierten Gesellschaft, in: ThPQ 138 (1990), 99–107.

³⁰ In Ostdeutschland hat die Kirche alternative Lebenswende feiern zur Jugendweihe entwickelt. In Erfurt feiert der Bischof ein mitternächtliches Weihnachtslob im Dom eigens für Menschen, die nicht Christen sind, aber von der religiösen Frage nicht völlig ausgeschlossen bleiben wollen. Vgl. B. Kranemann/K. Richter/F.-P. Tebartz-van Elst (Hg.), 2000. Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie, Stuttgart; A. Schneider, Religiöse Rituale in der DDR und in den neuen Bundesländern nach der „Wende“, in: Th. Schreijäck (Hg.), Christwerden im Kulturwandel, Freiburg i. Br. 2001, 95–114.

³¹ Apg 16,19–21 charakterisiert die Hörschaft und umschreibt präzise ihr Wesen, das auch auf eine postchristliche Gesellschaft zutreffen mag: Die fremde Religion lockt mehr als die Geschichte des Jesus von Nazareth.

3. Ehrfurcht haben vor den Lebensentscheidungen anderer

Die verschiedenartigsten Erwartungen werden an den Liturgen herangetragen, und es fällt unendlich schwer, deutlich zu sein, weil die Wünsche und die Erwartungen so undeutlich sind.³² Aber es wäre schon viel gewonnen, wenn wir langsam lernten, immer genauer hinzuhören, was einer erzählen will und wonach er fragt. Ich vermute, dass es hier ein Defizit in der theologischen Aus- und Fortbildung gibt und eine Verwahrlosung in der Lebensführung, die durch Gehetztheit gerechtfertigt wird. Nicht durch die Verbissenheit und Überanstrengung, die in unseren Berufen so oft anzutreffen sind, sondern durch Gelassenheit, mit der wir abzuwarten lernen, bis alle verstanden haben, worum es geht, und wissen, ob sie wirklich mitmachen wollen. Seelsorge besteht oft darin, den anderen herumzuschieben und zu manipulieren, zu beschwichtigen oder zu ängstigen.³³ Doch Gott ist längst anwesend, bevor wir auf den Plan treten, und Christus schaut uns in dem Gesicht derer an, denen wir begegnen.

Ein Beispiel am Schluss

Für ein Liebespaar könnte das Lied vom anwesenden Gott vielleicht so lauten: Gott hat euch zusammenge-

führt. Gott will euch füreinander, damit das Leben gelingen kann. Wider alle heutige Resignation, ob ein solches gemeinsames Leben in Frieden (vgl. 1 Kor 7,15) auf Dauer überhaupt noch möglich ist, sagt die Kirche: Seid nicht kleinmütig, euer Wunsch ist keine zynisch-unlebbare Illusion. Lasst nicht zu, dass der Mehltau der Skepsis die zarte Pflanze eurer Liebe zerstört. Ihr könnt dieses Glück leben, weil es euch als Möglichkeit von Gott her eröffnet ist.

Vielleicht sagen sie dann: Das lasst uns feiern und inmitten der Glaubensgenossen Gott preisen, der unsere Wege so umgebogen hat, dass wir uns gefunden haben. Und in diesem Fest wird gleichsam im Zeitraffer, wie in einem Schauspiel, szenisch das bisherige und künftige Leben dargestellt, auf dem Boden der gläubigen Erfahrung der Christen gedeutet. Und gebe Gott, dass sie in 25 oder 50 Jahren wieder zusammenkommen, um sich ungeniert zu freuen und unverkrampft zu danken, dass es das auch gibt: ein Stück reale Geschichte des liebenden Risikos, des vertrauenden Scheiterns und der verwundbaren Erfüllung; ein Ja, das fünf- undzwanzig, fünfzig Jahre gehalten hat; ein Ja, das mitgewandert ist wie bei einem Fluss die Quelle, in dem das Nein nicht überhand gewonnen hat, sondern vielmehr mitgetragen wurde.

³² Vgl. F. Steffensky, Was ist liturgische Authentizität?, in: Pastoraltheologie 89 (2000), 104–116.

³³ Wertvolle Anregungen dazu sind zu finden in: R. Zerfass, Menschliche Seelsorge, Freiburg im Br. 1985.